



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Aus dem Lande der Cypressen : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Abbildung des dem Prinzen Ernst von Schönburg-Waldenburg gehörenden neuen Schlosses Gauernitz (an der Elbe) haben wir insofern nicht mit uns ins reine kommen können, als wir sie für die Reproduktion eines Bildes halten möchten, während doch die Werte der Töne so richtig und alle Anordnungen, Licht, Schatten und Perspektive so schlicht und einheitlich sind, wie sie dem Künstler überaus selten gelingen und von ihm meist auch als nicht „effektiv“ genug verschmäht werden.

Wenn Mezsch den am Schlusse des Buchs ausgesprochenen Vorsatz ausführt, in einem zweiten Bande weitere erwähnenswerte Denkmäler der sächsischen Vorzeit zu beschreiben, so zweifeln wir nicht, daß auch dieser fernere Beitrag zur Chronik der sächsischen Schlösser und Burgen dem Leserkreis, der sich für dergleichen interessiert, überaus willkommen sein wird. Ein Inhaltsverzeichnis, aus dem man ersieht, auf welcher Seite jeder einzelne Ort behandelt ist, steht zwar an der Spitze des jetzt erschienenen Bandes, aber wir möchten doch anheimstellen, ob es sich nicht empfehle, dem nächsten Bande außerdem noch ein das Nachschlagen erleichterndes Namen- und Sachregister beizugeben.



## Aus dem Lande der Cypressen

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



n Neapel wohne ich in einer Pension, die vier Treppen hoch, hart am Wasser liegt. Diese vier Treppen sind von schneeweißem Marmor und so breit, daß sie eines Palastes würdig sind. Aber die Räume oben sind klein und dunkel. Mein Zimmer hat nur ein Fenster, dessen eine Hälfte von einem Ofen eingenommen ist. Ein Ofen in einem neapolitanischen Zimmer ist eine Seltenheit, und meine Vorgänger haben sich vielleicht darüber gefreut. Ich brauche nicht zu heizen, und das weit aus dem Fenster ragende Rohr übermittelt mir alle Geräusche des Hinterhofes. Hier wird ewig Mandoline gespielt, gelacht, gezankt, getanzt. Der Gemüsehändler erscheint unten auf der Straße, und aus allen Fenstern werden kleine Körbchen heruntergelassen, in die er seine Ware legt. Er will aber immer zuvor das Geld haben, ehe er seine Fenchelwurzeln, Erbsen, Bohnen abgibt; verlangen die Frauen am Fenster zuerst die Ware, so giebt es lautes Geschrei, Verwünschungen und Beteuerungen. Die Neapolitaner haben alle sehr laute Stimmen; die Frauen besonders thun sich keinen Zwang an. Wenn der Hirte mit seinen Ziegen kommt, die gemächlich vier bis fünf Treppen hoch steigen können, um vor den Augen der Käuferin gemolken zu werden, beginnt wieder ein großer Lärm. Der Hirte wird beschuldigt, eine gefüllte Wasserflasche im Armel zu haben und sie beim Melken reichlich zu verwenden. Er ruft eine Anzahl von Heiligen zu Zeugen an, daß er den Gebrauch von Wasser überhaupt nicht kenne, und seine Gegnerin, eine Frau am Fenster des fünften Stockwerks, bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. Die ruhigsten bei dieser Unterhaltung sind die Ziegen, die sich durch kein Geschrei aus ihrem Gleichmut bringen lassen, hier an irgend einem Abfall knabbern, dort auf eigne Hand in einem andern Hause verschwinden. Dazwischen klingt dann wieder die Mandoline, und zwei kleine Mädchen üben sich in der Tarantella.

Ich sitze aber nicht immer an meinem kleinen Fenster; gelegentlich laufe ich durch einen schmalen, dunkeln Gang und stehe dann auf dem Balkon des Hauses. Vor mir liegt das Meer in himmlischer Bläue; über dem Vesuv steht eine feine weiße Rauchwolke, und die Felsen von Capri beginnen sich rosa zu färben. Unter

mir aber, auf der breiten, schön gepflasterten Straße knallt ein Droschkentutscher seinen Willkommensgruß und ladet mich dringend ein, mit ihm spazieren zu fahren. Das ist mein Freund von Camaldoli her. Er hat mich mit einer amerikanischen Bekannten hinaufgefahren und auch sicher wieder heruntergebracht. In der schrecklichen Trattorie des Dorfes hat er ein Glas Wein auf unsre Kosten getrunken und später bei der Abrechnung eine extra Buona mana für diese That verlangt.

War der Wein so sauer? erkundigte ich mich.

Beschwörend legte er die Hand aufs Herz. Gewiß nicht, Signora. Aber ich habe den Wein auf das Wohl der beiden Signoras getrunken. Auf das Wohl und das Gedeihen und auf eine glückliche Heimkehr!

Diesen zwingenden Gründen können wir uns nicht verschließen; er bekommt einen Lire extra und ist seit der Zeit unser Freund. Keine von uns kann sich auf der Straße sehen lassen, ohne daß er nicht mit seinem Wagen angerasselt kommt und uns fahren will. Nur einmal noch, Signora! Ich bin ein alter Mann, Signora, und wenn die Signora wieder nach Napoli kommt, bin ich vielleicht tot. Die Madonna wolle es verhüten, aber es kann doch vielleicht sein.

Aber wir fahren nicht mit ihm, denn erstens ist er noch nicht alt zum Sterben, und dann ist sein Wagen miserabel, wie alle Droschken in Neapel. So wohlgepflegt und hübsch geschirrt die kleinen Pferdchen sind, so schlecht sind die Wagen. Im übrigen sind die Droschkentutscher zu beklagen. Ihre Taxe ist sehr klein — siebenzig Centesimi in der Stadt —, und die elektrischen Bahnen fahren sehr gut und haben ein viel besseres Bahnnetz als die römischen. Man benutzt natürlich meist sie, und die Kutscher müssen zusehen, wie die Fremden, die zu ruspenden steinreichen Fremden, vor ihren Augen in die Tram steigen. Das ist oft zu viel für ein neapolitanisches Droschkentutscherherz, und wenn man in die Bahn steigen will, fährt er vors Trittbrett, daß man seine Absicht nicht ausführen kann. Daß dann der Schaffner von der Bahn springt und schimpft, daß die Peitsche geschwungen wird, und sich eine ungemein lebhaftige Unterhaltung entspinnt, ist begreiflich. Allmählich fährt die Bahn weiter, der Fremde sitzt drin — natürlich erster Klasse, denn für die Fremden ist eine erste Klasse eingerichtet worden — und hat Zeit, über die Freuden des neapolitanischen Straßenlebens nachzudenken. Es ist ihm aber anzuraten, nicht gar zu tief nachzudenken. Sonst steht plötzlich ein kleiner Cerriniverkäufer unheimlich dicht neben ihm, und eine kleine braune, wir wollen lieber sagen schwarze Hand sucht nach der Tasche des Nachdenklichen.

Der englische Konsul hat in seinem letzten Bericht den Neapolitanern ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt. Er nennt sie Diebe, Lügner und Betrüger, mit denen man nicht gut auskommen könne. Gerade um Ostern regten sich die Neapolitaner über dieses Urtheil auf, und die englische Kolonie in Neapel versammelte sich, um zu erklären, daß es so schlimm nicht gemeint wäre. Die Neapolitaner selbst nennen sich gegenseitig Spitzbuben und Briganten; jeder versichert, er sei nicht in Neapel geboren, sondern in Pozzuoli, Capua, Bajä: im ganzen ist also ihr Ruhm nicht fein. Die niedere Volksklasse, die man auf der Straße in allen ihren Hantierungen sieht, ist nicht hübsch: es ist etwas Unruhiges, Unheimliches in allen, sowohl in den Männern wie in den Frauen. Unter den Kindern giebt es bezaubernde Gesichtchen: wenn sie uns nur nicht immer anbetteln, Maffaroni! rufen und dazu jenen unappetitlichen Laut ausstoßen wollten, der das Verschlucken der Maffaroni verdeutlichen soll.

Ich habe Fremde getroffen, die so empört über die Neapolitaner waren, daß sie ihren Aufenthalt in der Stadt verkürzten. Jeder hatte irgend ein Abenteuer erlebt. Einem war die goldne Uhr mit Kette, dem andern die Börse genommen worden — von Taschentüchern nicht zu reden. Ihnen habe ich dann die Geschichte meiner Boa erzählt. Als wir nämlich nach Camaldoli fuhren, verlor ich sie aus dem Wagen und ergab mich darein, diese eben gekaufte Boa auf die italienische Verlustliste zu schreiben. Aber als wir denselben Weg wieder zurückfuhren und an einem alten Brunnen vorüber kamen, an dem ein steinerner Heiliger segnend seine Hände ausstreckte, siehe da trug dieser Heilige meine Boa um den Hals, und ein Mann hielt Wache davor.

Also wanderte die Boa wieder in meinen Besitz, und da es dazu noch Oftermontag war, und auf den Straßen der Vorstadt sich eine große Menschenmenge bewegte, so sieht man, daß die Neapolitaner nicht so schlimm sind, wie sie gemacht werden.

Sie betrügen gern, haben aber die größte Angst davor, selbst betrogen zu werden. Weil sie dem Fremden immer falsches Geld in die Hand stecken, glauben sie, daß man auch ihnen diese Münze gebe. Jeder Schein, jeder Lire wird mit einer Angstlichkeit geprüft, die etwas komisches hat. Als ich in Neapel vom Bahnhof in die Pension fuhr und meinen Kutscher bezahlte, verwünschte er mich auf die schrecklichste Weise, weil er glaubte, ich hätte ihm falsches Geld gegeben. Er war im Irrtum; ein anderer Kutscher nahm meine Partei, und das Ende war, daß sich beide prügelten. Ich ging davon und fragte am andern Tage den Portier nach dem Ende der Geschichte. Der war ganz erstaunt, daß ich noch daran dachte. Es wäre alles schließlich in schönster Ordnung gewesen, und die beiden Kutscher hätten in der Schenke um die Ecke ein Glas Wein miteinander getrunken. In der Osteria gäbe es nämlich sehr guten Wein, und er, der Portier, tränke dort auch manchmal auf das Wohl der fremden Damen.

Das Urteil der Fremden über die Italiener kann natürlich nur ein sehr beschränktes sein. Schon aus dem Grunde, weil man nur mit seinem Wirt, den Camerieres und der niederen Volksklasse, den Kutschern und Händlern in Berührung kommt. Es giebt wenig Fremde, die Eingang in italienischen feinen Familien finden, und wer die Gelegenheit hat, teilt sein Urteil nicht gleich mit. Der vornehme Römer ist im Verkehr sehr zurückhaltend; der Neapolitaner ist freundlicher. Man merkt es schon in der Straßenbahn, wo die Neapolitaner den Fremden auf dies und jenes, auf diese und jene Aussicht aufmerksam machen, während die Römer stumm nebeneinander sitzen und nicht die geringste Höflichkeit für den Fremdling haben.

Denselben Eindruck hatte ich von der struscia, dem Rauschen, in Neapel. Die struscia ist ein Gekröse, der am Gründonnerstag auf der belebtesten Straße in Neapel, dem Toledo, von zwölf Uhr mittags bis mitternachts stattfindet. Er heißt das Rauschen, weil jede Neapolitanerin, wenn sie es hat, im seidnen Kleide erscheint. Für den Wagenverkehr ist die Straße diese zwölf Stunden geschlossen; alles schlendert behäglich neben und hinter einander her. Man sieht unzählige elegante Toiletten, schmutzige Offiziere, gepuzte Ammen mit ihren Bambinis, Geistliche in allen Trachten, Soldaten, Bürger. Und dazwischen die arme Bevölkerung in zusammengesuchten Fetzen und in außerordentlich heiterer Stimmung. Aus den Kirchthüren strömen die Gläubigen, ihnen werden sogleich von den Verkäufern Mönche aus Papiermaché angeboten, die eine gefüllte Flasche zum Munde führen. Sie kaufen sie auch, aber sie kaufen auch ein lebendiges Osterlamm, das sich ziemlich widerwillig auf der struscia spazieren tragen läßt, oder ein Wigblatt, das auf der ersten Seite eine Kreuzigung in Neapel trägt. Es sollen der Bürgermeister und Municipalräte sein, die am Kreuze hängend dargestellt werden. Von allen Seiten kommen die Zeitungsjungen und preisen ihr Blatt mit entsetzlichem Geschrei an: jeder kauft es und scheint keine Gotteslästerung darin zu finden.

Wir aber fahren noch schnell nach dem Posilipp, sehen die Sonne ins Meer sinken, und alles Häßliche und jede Unbegreiflichkeit der unruhvollen Stadt versinkt im Angesicht dieser unvergeßlichen Schönheit. Nur wer die Farben der Berge, der Luft, des Wassers und die Lage der Stadt gesehen hat, der kann verstehen, daß keine Worte diese Schönheit schildern können.

Aber nicht lange dürfen wir uns ungestört freuen. Eine Nonne zupft uns am Arm und geht auch nicht eher, bis wir ihre Wünsche, die auf Soldis gehn, befriedigt haben, ein Blumenverkäufer drückt uns einen Strauß Alpenveilchen in die Hand, und plötzlich tönt der dumpfe Schlag des Tamburins neben uns. Sie tanzen die Tarantella. Unter dem rotglühenden Himmel, und über dem schimmernden Wasser, unter Cypressen und Orangenbäumen. Halb ärgert man sich über diese Überrumpelung, und dann denkt man an den grauen Himmel der Heimat und an die Sehnsucht, die man später noch nach aller Schönheit haben wird. Sogar nach

der Tarantella — vorausgesetzt, daß sie auf dem Pösilipp getanzt wird, unter freiem Himmel und unter Orangenbäumen. Im übrigen hat mich der Tanz nicht entzückt. Die Männer und die Mädchen waren häßlich, und man hatte das deutliche Gefühl, daß sie es nur auf die Schaulust der Fremden abgesehen und absolut keine Empfindung bei dieser wilden Springerei hatten. Überall, wo Fremde auftauchen, wird die Tarantella getanzt; in Tempelruinen und mitten auf der Straße. Ginge es nach den Süditalienern, würden sie auch in Pompeji tanzen, in dieser schweigenden Gräberstadt.

Hier aber hat die Behörde doch ein Einsehen, und für das gezahlte Eintrittsgeld bleibt man wenigstens von Bettlern, Verkäufern und Musikanten verschont. Nur der Führer wandelt mit uns durch die stillen, grauen Straßen, schließt hier und dort ein Haus auf und führt uns in die Tempel, die Theater, die Badeeinrichtungen. Die Sonne hat sich heute hinter einem grauen Himmel verborgen, und wir sind ihr dankbar dafür, denn in Pompeji ist kein Schatten, und die grauen glatten Fliesen der Straßen müssen, wenn sie scheint, unendliche Hitze ausstrahlen. Hin und wieder sitzen wir in einem Säulengang, betrachten ein in alter Art angelegtes Gärtchen und denken der Zeit, wo die hier stehenden Brunnenfiguren ihre Wasserstrahlen versandten. In leuchtenden Farben blicken Amorinen und Hausgötter von den Wänden; der Fuß schreitet über kunstvolle Mosaiken, und es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich diese Reihe von Gemächern in alter Weise eingerichtet zu denken. Wer im Museum von Neapel die pompejanischen Bronzen und Hausgeräte betrachtet hat, der weiß, daß die Reichen in ihren Häusern von allem umgeben waren, was auch uns zum Leben notwendig erscheint. Nur daß es bei ihnen viel schöner war als bei uns. Von den Tischen, Stühlen, Lagerstätten aus wunderschön gearbeiteter Bronze zu den Kochtöpfen und Tellerwärmern, von den silbernen Spiegeln und Handlampen bis zum Schminktöpfchen aus Elfenbein und den Haarnadeln von Gold und edeln Steinen. Im Haus der Bettier ist bis auf die Bronzen der innere Gartenhof, das Triclinium, so eingerichtet, wie man ihn unter der Asche gefunden hat. Überall stehen Marmorstatuen und Köpfe, Marmorbänke und Tische, der Rasen ist wohlgepflegt, und hier und dort blühen kleine rote und blaue Blumen. Hier, im Säulengang, oder in den anstoßenden, schön gemalten Zimmern haben die Angehörigen dieser reichen Familien gewohnt, ihre Feste gegeben, sich ausgeruht von den Freuden und der Last des Lebens. Aber als der feine Aschenregen des Bewußtseins fiel, werden sie alle geflohen und vielleicht entkommen sein; denn man hat hier keine menschlichen Überreste gefunden. Anders im Hause des Diomedes, wo fünfzehn Leichen im Keller lagen; vielleicht war auch der Hund darunter, dessen Gipsabdruck man in dem kleinen Museum in Pompeji sieht. Ein Knochenhaufen zeigt noch heute den Platz, wo der arme, an Ketten gelegte Gefangne sein Ende erwarten mußte. Ja, es ist eine Totenstadt, durch die wir schreiten, nur die grünen Lacerten huschen durch Straßen und Tempeltrümmer; hier und dort steht ein Fremder mit seinem Kodak, und zwei Engländerinnen suchen verstoßen aus einem Mosaikfußboden ein Stückchen herauszubringen. Es wird noch immer weiter gegraben, und wer Lust dazu hat, kann bei den Arbeitern stehen und ihnen zusehen. Eine trockne, graue Erde ist es, unter der ein großer Teil von Pompeji noch weiter schläft, und einer spätern Zeit erst bleibt es vorbehalten, alles, was dort verschüttet ist, wieder ans Tageslicht zu bringen.

An den Thoren von Pompeji stehen die Händler mit Lava, mit Postkarten und den unzähligen Andenken, deren Form sich niemals ändert. Nur ein Junge will mir ein Amulett gegen den bösen Blick verkaufen, als ich mich ablehnend verhalte, will er mich nach Valle di Pompeji bringen, nach der großen Kirche nahe bei der toten Stadt, wo eine wunderthätige Madonna verehrt wird. Gerade aber, als ich nach einem Stück Lava greife, das nach seiner Versicherung gestern noch warm gewesen ist, stürzt der Junge mit allen seinen Schätzen eiligst davon. Desgleichen die ganze Schar von Buben und Mädchen, die sich eben noch um uns drängten.

Ich sehe mich um, aber es geht nur ein schlecht gekleideter Mann neben mir. Er streift uns alle mit einem schielenden Blick, dann verschwindet er im Bahnhofsz-

gebäude, und jung Italien ist sofort wieder zur Stelle. Malocchio! erklären sie, während sie uns von allen Seiten belagern. Hat die Signora nicht gesehen? Der Mann hatte den bösen Blick: nun muß die Signora eine Amulett tragen; eins, das aussieht wie ein krummer Finger! Der Signora wird etwas passieren, wenn sie sich das Amulett nicht um den Hals oder an die Uhr hängt. Aber ich bleibe bei meiner Lava und wünsche nur, daß der Mann mit dem bösen Blick öfter in meiner Nähe wäre.

Dieser Wunsch ist verkehrt von mir, wie mir ein Herr aus Neapel sagt, denn es ist ganz sicher, daß es in der Stadt und Umgegend eine Menge Menschen giebt, die den bösen Blick nicht allein haben, sondern auch Schaden damit anrichten. Wird z. B. ein Haus gebaut, und ein Mann mit dem bösen Blick geht daran vorüber, so kann es geschehen, daß der Neubau bald darauf einstürzt. Oder es brennt irgendwo: dann ist der Mann mit dem bösen Blick ganz gewiß auch in der Nähe gewesen. — Verkauft der Straßenhändler nichts, so trägt der Malocchio die Schuld — genug, er ist eine Persönlichkeit, gegen die sogar das Blut des Januarius und die Wunder der Madonna delle Valle nichts rechtes ausrichten können. Gelegentlich wird er totgestochen; aber eine kleine Geldabgabe soll am besten gegen seinen Blick helfen, dann geht er schweigend und mit niedergeschlagenen Augen an den Leuten, die Angst vor ihm haben, vorüber, und es geschieht kein Unglück.

Während dieser Belehrung steigen wir in den Zug, der von Pompeji nach Neapel fährt, und der bei Torre Annunziata und Portici hält. Unter beiden Städten liegt Herculaneum unter der Erde, und von seinen Schätzen wird niemals viel gehoben werden. Einige Häuser hat man bloßgelegt; in einem fand man verholzte Büchervollen, die jetzt vorsichtig entziffert werden sollen. In Pompeji hat man gar keine Schriftrollen gefunden; in Herculaneum nicht allein solche, sondern auch Bronzen und Wandzeichnungen von außerlesener Schönheit. Aber, wie gesagt, so lange Portici und Torre Annunziata stehn, so lange muß Herculaneum schlafen. Auf der einen Seite der Bahn sieht man auf das Meer und seine Felsvorsprünge; auf der andern Seite stehn Malfaronifabriken, und ihre Ware flattert zum Trocknen in Wind und Staub. Am meisten aber geht der Blick zum Vesuv. Er steht schweigend da, wie immer; nur ein Rauchwölkchen kündigt, daß er lebt. Seine untere Hälfte ist ganz bewachsen, und überall stehn kleine weiße Häuser; er sieht nicht so aus, als hätte er einmal zwei Städte sterben lassen.

Und hier hat man sich an die vulkanische Gegend schon lange gewöhnt. Man merkt es an der Solfatara, die an der andern Seite von Neapel, nach dem Kap Miseno zu liegt. Hier dampft und brodeln es um einen herum, daß man vorsichtig auf dem weißen, elastischen Boden geht und sich wundert, daß er sich nicht plötzlich öffnet. Am Rande der Solfatara soll ein großes Schwefeldampfbad eingerichtet werden, vorausgesetzt, daß es dazu kommt. Denn in Italien soll alles geschehn, und dann dauert es immer noch ein Weilchen, ehe es geschieht. Schwefeldämpfe sind hier allerdings billig zu haben, und in der Hundsgrotte kann man ohnmächtig werden, wenn man nicht vorzieht, einen Hund hineinzujagen, der dann leblos wieder herausgeholt wird. Auf meinen Wunsch unterblieb dieses Experiment, und der Mann, der mit einem großen, gelben Röter angezogen kam, war einigermaßen enttäuscht. Ich schenkte ihm die üblichen Centesimi; da klärten sich seine umdüsterten Züge auf, und er vertraute mir an, daß sein Hund nur zweimal bewußtlos aus der Grotte getragen worden sei. Jetzt steckte er nur seine Schnauze in die Thüröffnung und stellte sich dann tot.

Wir machten von Neapel aus eine Tagesfahrt über die Solfatara nach Cumä, Pozzuoli, Bajä und Kap Miseno, und zwar in Begleitung eines jungen Deutsch-Neapolitaners, der der Angestellte eines italienischen Reisebureaus war. Dieses Bureau vermittelt Fahrten in die Umgegend, nach Sorrent, Amalfi, Capri, Miseno; und wer wenig Zeit in Neapel hat, thut wohl daran, sich dieser Vermittlung zu bedienen. Man bezahlt eine bestimmte Summe, wird gut bedient und ist nicht das willenlose Opfer der Wirte, die gerade dort, wo die Fremden seltener sind, die unverschämtesten Forderungen stellen.

Also wir zwei Damen, die Amerikanerin und ich, hatten einen bequemen Wagen und als Führer diesen jungen Herrn, der sowohl englisch wie deutsch sprach, mit großer Energie die zudringlichen Bettlerscharen abwehrte und dafür sorgte, daß wir das sahen, was wir sehen wollten. Wir hatten eine herrliche Fahrt. Der Weg nach Cumä und Pozzuoli führt durch die Grotte des Posilipp. Dies ist eine lange, in den Felsen gehauene Straße, die schon von den Griechen erbaut worden ist und neben einer neuen Grotte noch immer benutzt wird. Auf diesem dunkeln Wege brennen Laternen, und in der Ferne sieht man allmählich das Tageslicht hervorschimmern. Um einen herum fährt, geht und schreit es. Das sind zum großen Teil die Landbewohner, die mit ihren Karren, ihrem Vieh und ihren Gemüsen in die Stadt kommen. Große Herden von Ziegen wandeln dazwischen, und wenn sie auch sonst sehr liebenswürdig sind, so ist doch ihr Geruch nicht anmutig. Jedenfalls freuen wir uns, wenn die Grotte mit ihrem unheimlichen Gedränge hinter uns liegt, und wir auf der Landstraße zwischen Drangen und Obstfeldern dahinrollen.

Es ist der erste April, und unsre Freundschaft im deutschen Vaterlande sitzt hinter dem wärmenden Ofen. Hier aber wird der Wein schon grün, die Erbsen blühen, die Feigen zeigen ihre Blätter, und in den Zitronengärten liegen die goldgelben Früchte auf dem Rasen wie bei uns im Sommer die Pfäumen. Ein Wild nach dem andern zieht an uns vorüber: da ist die Hundsgrotte, die Solfatara in ihrer unheimlichen Einsamkeit, dann der Avernensee, über dessen Spiegel kein Vogel fliegen kann, ohne tot hineinzufallen. Aber kein Vogel fliegt über ihn dahin. Ein alter Mann versucht uns Fischaugen als Amulette zu verkaufen, aber wir wenden uns herzlos von ihm ab und zur Sibylle von Cumä.

Oben auf dem Berge hat ihr Schloß gestanden, und ganz in der Nähe hatte der Kaiser Nero seinen Palast. Er liebte die Sibylle, und sie liebte ihn; und wenn es ihm zu unheimlich wurde in seinem roten Marmorpalast, dann ging er durch einen tiefen, tiefen Gang in den Berg hinein; ganz nach unten, über das Wasser, das die Alten den Styx nannten, bis zu dem buntausgemalten Zimmerchen, wo die Sibylle saß, die dort auf ihn wartete. So berichtet uns der Mann, der am Eingang der Grotte mit zwei brennenden Fackeln vor uns steht. Er ist ungemein leicht gekleidet, was seinen Grund darin hat, daß er uns über den Styx ins Zimmer der Sibylle tragen will, und er ist so unterrichtet über Nero und die geheimnisvolle Dame, daß ich mich schäme, von dieser allgemein bekannten Freundschaft niemals etwas gehört zu haben. Aber als ich merke, daß es glühend heiß in der Grotte ist, und daß es wirklich eine lange Reise ist, ehe man unten bis zum Wasser kommt, verzichte ich auf weiteres. Meine Gefährtin verschwindet mit den fackeltragenden Begleitern in der Hitze und in der Finsternis; ich bleibe lieber oben im himmlischen Licht. Alpenveilchen, Maililien, Enzian und Anemonen blühen in Fülle um mich herum, Pinien und Tannen kleiden den Berg der Sibylle in ein mildes Grün, und in der Ferne sehe ich das Wasser des Avernensees. Es ist totenstill um mich; so still, daß ich bei einem leisen Schritt zusammenfahre. Da steht ein kleiner Ziegenjunge hinter mir und sieht mich aus großen brennend-schwarzen Augen an. Er trägt nur ein Köckchen aus Ziegenfell, hat nackte Beine und nackte Arme, und ich muß an Johannes den Täufer denken, den die italienischen Maler so oft als Hirtenknaben nur mit einem Ziegenfell bekleidet dargestellt haben. Dieser Kleine verlangt keinen Sold; er kauert sich auf einen Stein, starrt mich an, und als er sieht, daß ich Blumen pflücke, verschwindet er und kommt mit einer Handvoll Alpenveilchen wieder. Und ehe ich in die Tasche für die übliche Belohnung greifen kann, höre ich die Stimmen der andern, und mein kleiner Johannes verschwindet unter den Pinien und Tannen. Der Führer mit den Fackeln hält mir eine lange Rede, wie schön es gewesen sei; meine Freundin aus dem Lande der Yankee's ist etwas enttäuscht. Beim Passieren des Wassers ist sie doch naß geworden, und das Zimmer der Sibylle zeigte außer einigen Fresken nichts besonderes.

Aber der Führer hatte noch viele Weisheit über Nero und die Sibylle aus-

gekrant und zum Schluß gesagt, so etwas erzählte er nur verheirateten Damen. Da nun meine Begleiterin weder verheiratet war, noch sehr viel von seinen Erzählungen verstanden hatte, so konnte ich ihr nicht verdenken, daß sie den Wunsch aussprach, lieber bei mir und den harmlosen Blumen geblieben zu sein. Nun war es zu spät, und es wurde ihr noch gesagt, daß es sehr schwer gewesen sei, sie durch das Wasser zu tragen.

Man muß nicht zu neugierig sein; deshalb wollte ich in Bajä auch nicht das Kind sehen, das ein braunes und ein blaues Auge hatte, und das von seinen Spielgefährten fast in unsern Wagen geworfen wurde. In unserm Elternhause diente ein Mädchen, das ein braunes und ein blaues Auge hatte, und das wir oft durch die Versicherung zu Thränen rührten, daß sie niemals einen Mann bekommen würde. Wirklich, alle Schuld rächt sich auf Erden, denn diesem Kinde in Bajä mußte ich doch zehn Centesimi geben, und ich konnte merken, daß mich die ganze kleine Gesellschaft sehr schäbig fand.

Auf der Terrasse von der Trattoria Vittoria in Bajä sitzt man, isst seine Maffaroni mit Tomaten, trinkt Falerner dazu und sieht auf das stille blaue Meer, auf Pozzuoli mit Misida, auf den Vesuv und Capri. Zur Rechten schiebt sich das Cap Miseno vor, und überall sieht man graugelbe Felsen und Mauern, große Raktushecken und darüber die Pinien.

In Bajä ist noch immer ein Seebad, wie zu den Zeiten der alten Römer. Aber ihre glänzenden Villen sind verschwunden, und man sieht nur noch, daß die Felsen zum Teil alte Mauern sind. Signor Vincenzo, der Bruder des Wirts der Trattoria, erbietet sich, uns eine ganz besonders schöne Mauer zu zeigen, in der man noch deutlich Marmorsäulen erkennen könne; aber wir bleiben lieber angesichts des blauen Meeres sitzen und machen Signor Vincenzos nähere Bekanntschaft. Er ist ein älterer, graubärtiger Mann, der mit Korallen und Schildpattschalen und mit den üblichen Postkarten handelt, dabei Unterricht in der italienischen Sprache giebt, sehr traurig ist, daß wir seine Muster verschmähen, und uns lange Geschichten von all den Fremden erzählt, die bei ihm gekauft, gegessen und gewohnt haben. Die Badesaison wird bald beginnen; dann kommen die Städter und erfrischen sich in der klaren Flut.

Jemand anders mischt sich ins Gespräch und berichtet von einem Haißich, der voriges Jahr die Badegäste in Angst und Schrecken versetzt habe. Signor Vincenzo lacht gellend über diese Erzählung. Das Ungeheuer kann höchstens in Pozzuoli gewesen sein. In Pozzuoli, wo es so viele Barbieri giebt, daß sich der Haißich an einem Duzend von Magen verderben kann, ohne daß jemand es merkt.

Signor Vincenzo wird so erregt über Pozzuoli, daß wir ihm unsern Aufenthalt dort nicht mitzuteilen wagen. Wie verächtlich würde er von dem Tempel des Serapis sprechen, den die Fremden scheu bewundern, und der nur eine Markthalle war. Wir verschweigen also Pozzuoli und berichten ihm nur, daß wir in dem alten Apollotempel dicht vor Bajä waren. Das ist wirklich ein Tempel, und als wir mitten zwischen den Ruinen standen, mußten wir die Tarantella wieder einmal über uns ergehen lassen. Aber auch diese Erzählung macht kein Glück. Der gute Signor kommt immer wieder auf seine Sehenswürdigkeit zurück. Es ist ein geheimnisvoller Palast, mitten zwischen Weingärten und Pinien, und er schildert ihn so verlockend, daß man beinahe mit ihm geht. Aber es ist doch besser, nicht alles sehen zu wollen, und wir verzichten lieber, freuen uns auf der weitem Fahrt am Kap Miseno, an den heißen Quellen eines alten Badehauses, das malerisch hoch über dem Meere liegt, und wo der unvermeidliche Nero gleichfalls seinen jüdischen Leib reingewaschen hat. Die Seele ist schwarz geblieben; am Ufer zeigt man noch die Stelle, an der die Kaiserin Agrippina gelandet sein soll, nachdem ihr Sohn den Mordversuch gegen sie unternommen hatte. Von Nero hört man an dieser Küste so viel, als hätte er vor fünfzig Jahren gelebt und nicht vor bald zweitausend, und seine vielen Sünden werden mit viel Behagen berichtet. Gerade so, als wollte der Erzähler sagen: Wenn der so war, dann wundre dich nicht über meine kleinen Schwächen.

Von dem heiligen Januarins, dem Schutzheiligen Neapels, ist im ganzen weniger die Rede. Wir waren an seinem Grabe, in der Kathedrale, und haben ein Stück von seinem Finger gesehen. Leider nicht die kleine Pfiote mit seinem Blut, das im Mai anfängt, dünnflüssig zu werden, und das dann in feierlicher Prozession durch die Straßen getragen wird. Wehe dem, der dann nicht an das Wunder glaubt und seine Zweifel offen ausspricht! Er bekommt wenigstens Prügel und kann sich dann freuen, so gut davon zu kommen.

Wir sind aber noch nicht im Mai, und in der schlecht gehaltenen Kathedrale sieht es wenig festlich aus. Zwar drängen sich die Menschen zu den Beichtstühlen, und ein steinalter Sänger läßt vom Chor seine dünne Stimme erschallen, aber von einem feierlichen Gottesdienst merkt man nichts, obgleich im Hauptschiff ein Hochamt gefeiert wird. An der Seite sitzen die Priester in den Beichtstühlen, und sie haben es nicht leicht; denn auf jeder Seite des Stuhles flüstert eine knieende Frau eifrig auf sie ein. Ein Vorhang verhüllt das Gesicht des Geistlichen, man sieht nur die Hände, die eine große Schnupftabakdose auf- und zuklappen. Manchmal aber beugt er sich vor, steckt den Tabak in seine Nase und spuckt verdrießlich auf den Fußboden. Es muß mühevoll sein, die Sünden dieser zwei hochfrisierten Mädchen, deren Ohrringe größer sind als ihre Ohren, in sich aufzunehmen.

Aber es ist auch schwer, in den Wagen zu steigen und dem Kutscher zu sagen, daß man nach dem Bahnhof muß. Zuerst kommt der Abschied von dem freundlichen Padrone und seiner hübschen Padrona und dann das Lebewohl vom Droschkenkutscher. Es ist nicht mein Freund von Camaldoli; aber ganz nahe mit ihm verwandt, und er hat noch einen besondern Gruß für mich zu bestellen. Dieser Gruß kostet fünfzig Centesimi extra; aber es schmerzt mich nur, daß es die letzten Centesimi sind, um die man mich in Neapel prellt. Im ganzen habe ich so billig gelebt, daß es thöricht wäre, sich über solche Kleinigkeiten zu beklagen. Noch einmal umfängt mich der Tumult des Bahnhofs, Blumen- und Fruchthändler drängen sich vor dem Gebäude an mich heran, und von der Abfahrtshalle erklingt das schrille: Pronti, Partenza! der Schaffner. Zum Glück giebt es eine Bahnsteigsperrre wie im geliebten Vaterlande, und ist man erst glücklich auf dem Perron angelangt, geht alles so gut und so glatt wie anderswo. Vielleicht noch etwas besser und glatter. Und es kostet nur wenig Centesimi.

(Schluß folgt)



## Niels Glambäf

Wie er ein Mann wurde

Von K. G. Bröndsted

Zweiter Teil

17



Es vergingen mehrere Tage. Niels war die ganze Zeit mit den andern auf Köbsten zusammen, und Donna Begura hatte Herrn Guitsfeldt noch nicht aufgesucht.

Dieser war in die nächste Landstadt gereist und wurde am folgenden Tage zurück erwartet. Die jungen Leute vergnügten sich wie gewöhnlich mit allerlei Sport draußen und drinnen. Herr Engelbrecht, der nach der Abreise der Stiftsdame seine Flöte zurückbekommen hatte, spielte vom frühen Morgen an.

Aber am Nachmittag blieb es still im Park, Engelbrecht erschien nicht